

Anja Utler

brinnen

alles, sagst du, den: augen ihr nässend, ihr: innres

still nun ists: dar
als ein weit jetzt: gezirkeltes rund und
das: birgt – sagst du: samten – dein bild ein: gebettet ruhn wohl
inmitten von – sagst du –

alles, den augen ihr nässend ihr: innres der
mund jetzt ent-, aufgedeckt wird er ich
werde: bestürzt von ihr
luft!

ganz; vom blicken bewimpert be-
stückt

mit näglein besteckt / schlupf

und wollte das –
horch sagen, hör doch das als

fache, schlüpfte als: schlüpften die: zungen
sich – hin, fort – ein: furt
übern –
hoch: bäumt sich der gaumen

dran schuppt – zwerch – ein rieb draus
entsich- -zichelt
zigfach! ins: hoch, lischt, dies
zwischen zwein: wirft
die luft auf die: schmirgelt sich auf

sie der: ihre licht:ach:sichelchen –

ach,
was –

Wie selbstverständlich sprechen wir von Liebe, Schmerz und Glück, von ich und du, doch unser Erleben ist nie eindeutig. Empfindungen flammen ebenso schnell auf, wie sie wieder erlöschen oder abrupt ineinander umschlagen. Anja Utlers neues Buch „brinnen“ fächert dieses fein schattierte Spektrum an Empfindungen auf, wie es der Begegnung von Körper und Welt entspringt. Eine Vielzahl von Gefühlen durchflackert die Texte, die stocken, sich verzweigen und den Leser zum Sprung zwingen: zur Wahl eines eigenen Weges innerhalb der frei vernetzten Gedicht- und Textsplitter, die stets auch andere Möglichkeiten offen halten.

Mit unmittelbarer Sprach- und Formgewalt spitzt „brinnen“ weiter zu, was sich in dem von der Kritik begeistert aufgenommenen Band „münden – entzündeln“ („Utlers kleines aber epochales Meisterwerk“, Thomas Poiss, FAZ) erstmals entfaltet: die verstörend-verlockende Offenheit von Sprache und Welt.

Anja Utler, geb. 1973 in Schwandorf (Deutschland), lebt in Wien. Studium der Slavistik, Anglistik, Sprecherziehung in Regensburg, Norwich und St. Petersburg. Promotion über Dichterinnen der russischen Moderne. Leonce-und-Lena-Preis für Lyrik 2003. Horst-Bienek-Förderpreis 2005, Stipendium der Akademie Schloss Solitude 2005/2006 u.a.

In der Edition Korrespondenzen erschien „münden – entzündeln“ (2004).

Zu „brinnen“ erscheint im Herbst bei merz&solitude eine gleichnamige CD mit zwei von der Autorin ersprochenen exemplarischen Texttrouten.

Anja Utler, *brinnen*. Gedichte
Originalausgabe
64 Seiten, französische Broschur, fadengeheftet
ISBN 3-902113-48-0 € 13,50 / sfr 23,60

Pressespiegel

beflackert sein

Ein Gedicht von Anja Utler

und scheidest mich, lippen, das lid vom lid –

sagst: schön – dieses klare, dies glasige schwarz
sacht umschwappt sagst: als
glimmer so wirst du nach innen dich schicken mir
hellend durchwellst: mich mit körnern von licht –
langst

dieses viele dies: salz! von den immerfort
tastend- den nägeln, der zunge es zehrt
zerrt: alles feuchte hervor aus mir
krustet, in furchen, mich aus

sagst –
lass mich ich
ich –

Jahrgang 1973. Anja Utler gehört zu den bejubelten, vielfach ausgezeichneten, in den Regeln der literaturwissenschaftlichen Kunst durchtriebenen Lyrikerinnen. Anglistin und Slawistin. Studium in Norwich, Regensburg, St. Petersburg, Promotion über die Achmatowa und andere russische Lyrikerinnen. Ihre Texte prasseln auf uns wie schönste Störgeräusche, als Satzfetzen, Strophenfragmente, Zitatspuren, Wortpartikel. „schau die gräser, sacht: ihre rispen im wind, erwidere sie: sind wie / biegsam die knie-, knochen sich – spirrige gräten – hinein: in den / schwamm: Licht...“ Eintauchen kann das Auge auf großformatigen, mit Textschnipseln übersäten Seiten, sich treiben lassen, taucht wohl auch unter, kaum Sinn da, an dem sich festzuhalten wäre. Man hört sich die Wörter skandieren, das schafft jedenfalls Tonblöcke, rhythmisch und sinnlich: „aus deiner luft ertast- – ja: eratme dich –,„ in jedem Fall ein frecher Reiz für das Sprachempfinden.

Susanne Mayer, Die Zeit, Juni 2007

Das muss man laut lesen

Stimmwunder: Anja Utlers Lyrik brennt auf der Haut

Die beste Einführung zu Anja Utlers Dichtung gibt Herder: „Was also ist der Schall anders als die Stimme aller bewegten Körper, aus ihrem Innern hervor? Ihr Leiden, ihren Widerstand, ihre erregten Kräfte andern harmonischen Wesen laut oder leise verkündend?“ Utlers Gedichte zeigen, wie sich mit dem Körper und gegen seinen Widerstand Atem in Stimme verwandelt. Prägt diese Anthropologie des Ausdrucks schon Utlers Debüt „münden-entzündeln“, so wird ihr Dichten nun um die Polyphonie eines mehrspaltigen Druckbildes und ein Hörbuch erweitert.

In wiederholenden Schleifen und variierenden Überblendungen entfaltet sich Sprache zu Körperlichkeit, zunächst spröde, dann klingend. Und auch der intellektuelle Gehalt hält stand. Dies beginnt mit dem Titel „brinnen“. Die mittelhochdeutsche Form für „brennen“ verschmilzt für moderne Ohren mit „rinnen“. Überlegt man, worauf dieser semantische Komplex zutrifft, so ist es die Reaktion des Körpers auf Salzwasser und die des Auges auf starken Reiz. Hatte Anja Utler im vorigen Band den Kehlkopf mit einer Flusslandschaft in eins gesetzt, so verschränkt sie nun Meeresküsten, Krusten und Flechten auf Steinen mit schorfiger Haut, Lippen und trockenem Auge. Die in Schmerz und Lust wahrgenommene Körpergrenze wird in der Struktur von Atem und Sprache nachgezeichnet: rauh, hart, brennend - oder gleitend, glucksend und beglückend.

Rhythmisierung, Interpunktion und artifizielle Worttrennung treiben die Silben hervor, spielen mit Spiegelungen und Variationen von Lauten, bis das „ich“ sich momentlang als bloßer Reibelaut wahrnimmt oder bis das Wort „sage“ zwischen Imperativ, erster Person und Substantiv zu schillern beginnt. Semiotik, von anderen Dichtern meistens nur flott herbeizitiert, wird bei Utler sinnliches Prinzip. Die modernen Theoreme, dass Bedeutung nur aus Differenz entstehe und letztlich nichts als der materielle Zeichenträger bleibe, werden beim Wort genommen und poetisch widerlegt, denn es braucht mehr, um Bedeutung zu erzeugen. Was das aber ist, das man einst Geist nannte, zeigt sich nicht im Computer-Tomographen, sondern zwischen den Silben im Übergang von Geräusch zu Sprache. Und in tastenden Sätzen, deren Anfang und Ende oft nicht markiert sind, geschieht das Paradox: „das zwischen: singt“. Diese Formel benennt jenen flirrenden Effekt, der beim Wort-für-Wort-Lesen entsteht. Heikel wird es erst, wenn man das „zwischen“ erotisch liest. Denn aus Salz auf der Haut beziehen auch Trivialromane und Pop-Lyrik ihren Kitzel. Bei Utler gibt es natürlich keinen gängigen Schamanen-Beachgirl-Kitsch, sondern Beobachtungen in einem Wortfeld, das durch die zweite Person polarisiert wird.

Einige Routinen im Celan-Stil („blicklings, so: ineinander geschwirrt“) sind stehen geblieben, doch sonst ist das Buch ein bis ins Detail sorgfältig komponiertes Triptychon: Exposition des Materials und Durchführung, auf die ein „Marsyas“ betitelter Schlussteil folgt. Die radikale Ausdrucksbewegung, die mit dem modulierten Seufzer „ach! sich betrachten das: ...“ anhebt, führt zur extremen Entäußerung, gefasst in den Mythos von der Schindung eines irdischen Sängers durch den Gott. Von ferne erinnert die reflexive Thematik an Paul Valéry's „Junge Parze“. Während Valéry in vollkommenen Alexandrinern den reinen Akt erwachenden Bewusstseins zu fassen sucht, entfalten Utlers gebrochene Daktylen und Anapäste den Akt der Äußerung, die Spaltung in verschiedene Personen. Die Vivisektion der Sprache legt offen, wodurch wir nicht nur Materie wie Wasser und Stein, sondern tatsächlich lebendig sind - und doch darüber zersplittern und zerstioben wie Stein und Wasser.

Man kann das Buch also gleichzeitig als ein scheiterndes Liebes- und Vereinigungsgeschehen lesen, als metaphorischen Naturprozess und als sprachkritische Inszenierung, die aus Syntax und Wortstellung kontrollierte Mehrdeutigkeit gewinnt. Das komplexe, auch drucktechnisch überzeugend gestaltete Buch ist keine leichte Lektüre. Aber es vermag die menschliche Stimme in ein Wunder zurückzuverwandeln. Angeregt vom Hörbuch, sollte man also „brinnen“ laut lesen, denn so entschlüsselt sich das Werk wie das auf dem Umschlag abgebildete Phonogramm von selbst zu jenem bald gepressten, bald frei strömenden Atem, der wir sind.

Thomas Poiss, FAZ, Mai 2007

Die Stimmen im Inneren des Textes

[...] Anja Utlers zyklisch organisierte Wortfeldfügungen nehmen den Impuls avantgardistischer Sprachverfremdung auf und überführen ihn in eine Sinn und Sinnlichkeit erkundende „Text-Dichtung“. Utlers neuestes Werk „brinnen“ ist die Fortsetzung dieses im Band „münden-entzungen“ (2004) begonnenen Projekts, allerdings mit radikaleren Mitteln.

Weiterhin zerfurchen wuchernde Satzzeichen die lautlich engmaschig gestrickten Zeilen, entzieht sich die semantisch wie syntaktisch verunklärte Sprache einer direkten Deutung. Weiterhin bilden karge Natur und der menschliche Körper die dominanten Bildfelder, die sich einander annähern und miteinander verflechten, um sich dann wieder in getrennten Wort- und Lautketten auseinander zu ranken. Erzählende oder szenische Passagen sind da nur kurze Momente in einem dynamischen Textgeschehen, das in immer neuen Sprachereignissen versucht, das Empfinden der Welt in den Zeichen selbst spürbar werden zu lassen. Auf diese Weise entsteht eines der zugleich sinnlichsten und verzweifeltsten Liebesgedichte der Gegenwart: Blick und Atem eines Gegenüber werden wieder und wieder in Worte gefasst, von bildlicher Rede bezirzt und umgarnt, und sind schließlich doch nur Chiffren einer flüchtigen Nähe, die von der Schrift, diesem auf Dauer und Distanz angelegten Medium, zwar umworben, jedoch nie gefasst werden kann.

Ohne Frage: diese Lyrik verlangt viel vom Leser. Zumal „brinnen“ die konventionelle Gedichtgestalt hinter sich gelassen hat, die Sequenzen sich nun über die ganze Buchseite verteilen und vom Leser selbst einer Ordnung unterworfen werden müssen. Zwei mögliche Ordnungen, von ihr selbst „Variationen“ genannt, hat die Autorin für eine CD eingesprochen. Und erst hier, im Medium der Stimme, entfaltet „brinnen“ seine ganze Sprachkraft; vom Duktus biederer Lesungen sind diese jeweils etwa zwanzigminütigen Laut-Installationen weit entfernt. Akustisch gedoppelt streift Utlers Stimme – sich mit sich selbst abwechselnd, sich unterbrechend, dann die eine die andere überlagernd – durch den Text, springt hin und her, schlägt Schleifen, singt, seufzt, skandiert. Und wenn sich die tonangebende Strenge der führenden Stimme im elegischen Zögern der zweiten bricht, erreicht dieses Geflecht aus Empfindungen und Sprache eine Dichte, in der sich die Rätselhaftigkeit der Text-Dichtung aufhebt. [...]

Peer Trilcke, Literaturen, Mai 2007

Lautreaktionen im Feuer

Ein sprachlicher Gestaltungswille bis in die Morpheme und Phoneme hinein: „brinnen“, der zweite Gedichtband von Anja Utler

Schon mit ihrem ersten Band, „münden-entzündeln“, hatte die Lyrikerin Anja Utler, ein knappes Jahr nachdem ihr 2003 der Leonce-und-Lena-Preis zugesprochen worden war, ein beeindruckendes Stück poetischer Arbeit vorgelegt. Bis in die atomaren Bestandteile der Sprache, bis in die Morpheme und Phoneme hinein gingen die Zerlegungs- wie auch der Gestaltungswille in den ersten Gedichten. Utler zu lesen war ein Erlebnis, bedeutete jedoch zunächst eine im Wortsinn gehörige Anstrengung, und man war gut beraten, einen verlässlichen Satz Lexika zur Hand zu haben.

Auch für den zweiten Band empfiehlt sich nun zumindest ein etymologisches Wörterbuch in Reichweite: „brinnen“, so der Titel, ist die mittelhochdeutsche Form von „brennen“. Aber es ist auch ein Brennen im Innern und bezeichnet sehr konkret die poetische Vorgehensweise Utlers. Aufspaltung, Verschmelzung, Oxidation – die physikalisch-chemischen Reaktionen im Feuer. Was hier so brennend miteinander reagiert, sind das Subjekt und die Sprache, wobei sich das Subjekt zwangsläufig von Beginn an inmitten der Sprache befindet, selbst Sprache ist und in der Sprache ein Objekt, ein Du findet: „und: lichte, ja / richt mich: dir zu“.

Man könnte das Buch als ein großes, vierteiliges Liebesgedicht lesen. Die dramaturgische Struktur und ein gelegentlich aufscheinender erzählerischer Gestus in den ersten beiden Sequenzen legen das nahe: „haben wir das: nur versehen uns - // blicklings, so: ineinander geschwirrt, / sind wirs, -irrt, dass ein jedes: schrickt // nicht weiter, nicht wir: verwickeln uns / ja-“. Aber damit bliebe man an der Oberfläche kleben. Es ist erotische Literatur in einem sehr spezifischen Sinn, nämlich einem über die Sprache alle anderen Sinne kumulativ ansprechenden: „dieses viele dies: salz! von den immerfort / tastend- den nägeln, der zunge es zehrt / zerrt: alles feuchte hervor aus mir / krustet, in furchen, mich aus // sagst - // lass mich ich // ich-“.

Für die ästhetische Leseart spricht vor allem die dritte und finale Sequenz des Bandes, die dem von Apollon gefolterten Marsyas gewidmet ist: „dem entrinnen sein: klagen“. Dieses Entrinnen ist selbstredend zugleich ein Entäußern, dem Mythos nach ein qualvolles Enthäuten. Was danach unter der Haut sichtbar wird, ist das Brennen im Innern.

„brinnen“ wirkt zugänglicher, offener als sein Vorgänger. Der Text ist im Querformat gedruckt, die Strophenfragmente sind über die Seiten verteilt, erscheinen neben-, unter- und übereinander. So ist der Leser von Beginn an Teil der sprachlichen Vorgänge. Er verkörpert buchstäblich das Subjekt, indem er gezwungen wird – von sanfter Hand, doch sehr bestimmt –, die einzelnen Passagen in der Gleichzeitigkeit mit anderen, mit all ihren Interferenzen, Rückkoppelungen und Überlagerungen auch gegen die gewohnte Laufrichtung zu lesen. Bestenfalls wird ihm dabei eine Wahrnehmung zuteil, „als habe sich auch, ja: gerade vom auge / die haut geschält -“.

Zu diesem Band ist bei merz & solitude eine CD erschienen, auf der Anja Utler zwei mögliche Lesestrecken durch die Anfangskapitel des Textes sehr präzise einspricht. Die Aufnahme ist mit Doppelungen und Überblendungen auf mehreren Tonspuren bearbeitet, was einerseits konsequent ist, da sich nur so die Simultaneität der sprachlichen Vorgänge akustisch abbilden lässt. Andererseits aber bleibt es eben „nur“ ein akustisches Abbild, wenn auch ein kurzfristig faszinierendes. Der eigene Leseprozess jedoch ist spannender.

Nicolai Kobus, TAZ, Jänner 2007

Entinnert

Anja Utlers neuer Gedichtband „brinnen“

Vermutlich haben sie recht: Mit wie viel Wohlwollen sind wir der Sprache der (zeitgenössischen) Lyrik nicht entgegengekommen? Welche Zugeständnisse und Privilegien haben wir ihr nicht eingeräumt, uns in nur jeder erdenklichen Form die zahllosen Facetten des „täglichen Lebens“ vor Augen führen zu lassen? Entsprechend müssen wir uns auch nicht länger für unser selbst angelegtes Metapherntreibhaus schämen, in dem wir uns immer wieder neue Attribute züchten, der bevorzugten Ausdrucksform „Poesie“ ihre Sonderstellung zu sichern. Was soll jetzt noch kommen, nachdem wir – unter Anleitung vornehmlich französischer *advocati diaboli* – sogar unsere eigene Entmachtung zugunsten der Sprache vorangetrieben zu haben?

Doch bei allem gefühlten Großmut – und das ist der Punkt, an dem Anja Utler mit ihrem neuen Lyrikband „brinnen“ ansetzt -, bleiben wir der Sprache doch immer fremd und distanziert gegenüber – sei es, dass wir sie zu einem inferioren Instrumentarium bloßer Bezeichnung degradieren oder vor ihr als unhintergehbaren System den Hut ziehen, das sich heimlich sogar in unser Denken eingenistet haben soll.

Utler unternimmt den Versuch, diese Kluft zwischen uns und der Sprache zu thematisieren und beide Seiten miteinander zu vermitteln. Das Besondere dabei ist, dass sie die Bewegungsrichtungen, die wir im Umgang mit poetischer Sprache eingeschlagen haben, nach und nach aufzuheben versuchen. Hier geht es letztlich nicht (nur) darum, sich zu artikulieren oder die Welt durch Sprache zu erschließen bzw. – umgekehrt – im Bezeichneten lediglich das „Funktionieren“ von Sprache deutlich werden zu lassen. Am Ende steht vielmehr die Koinzidenz von Sprache und Sprechendem im Gedicht, das keine klare Trennung der beiden mehr zulässt.

Die vermittelnde Instanz, die sich Utler für die Aussöhnung der getrennten Bereiche bezieht, ist die (Metapher) der „Sprachkörper“. Dadurch wird das poetische Sprechen schon vom ersten der drei Zyklen an (beflackert sein: brinnen) mit dem Bereich des Sinnlichen verzahnt: ach! Sich betrachten das: und die flachen und / flachen sich, so! als machten sie – beinah - / sich nackt, für einander -. Utlers Sprache ist organisch, ruhelos, einem ständigen Ringen mit sich und dem Anderen unterworfen. Und nach und nach wächst der Verdacht, ob nicht die Sprache selbst als angeredetes Du bzw. als besprochener und sprechender Gegenstand verstanden werden will – in, mit und durch das sich äußernde Ich: so: geraten – wir an einander halten uns augenblicks- / lang aus: der luft geschlagen – als sei: mir vom schlick / in die kehle, der atem: stamm.

Aufgrund der Inensität, mit der sich Utler dem Kampf mit und in der Sprache aussetzt, finden auch die wenigen Kritikpunkte, die hinsichtlich ihres letzten Bandes „münden – entzündeln“ geäußert wurden, keine Angriffsfläche mehr: Ihre Sprache begibt sich nicht mehr in die Gefahr, dem rein berechnenden Duktus einer lexikalischen Litanei zu verfallen. Gerade der Titel des Bandes erweist sich in diesem Zusammenhang nicht als bloße etymologische Spielerei mit dem mittelhochdeutschen Wort für „brennen, leuchten, glänzen, glühen“. Utlers Lyrik – und das zeigt sich schon in der Wortgestalt von „brinnen“ – bleibt nicht bei der bloßen „Äußerung“ stehen. Ich und Sprache sind, will man das Bild des Sprachkörpers noch einmal bedienen, ineinandergestellt, wechselseitig „inkorporiert“: sag mir sagst? / haben wir das: nur versehen uns - // blicklings, so: ineinander geschwirrt, / sind wirs, -irrt, dass ein jedes: schrickt // nicht weiter nicht wir: verwickeln uns / ja-. „brinnen“ bezeichnet – sozusagen als Kontraktion zweier vormals getrennter Begriffe – das „innere Brennen“, das nur im Schmelztiigel des einzelnen Gedichts zu einer Untrennbarkeit beider Seiten führt: kordeln: in einen strang sich die beiden / atem zwischen den lippen der / in ein zittern gedehnte raum schmilzt / -docht- hin als sie dichter er taut, zag, / zieht sie hin an einander // verhoffen: sie im verströmen sich zu / enthalten, da-.

Doch dieser Zustand der verwobenen Körper ist nicht schmerzlos zu erreichen. Mit der sinnlichen Lust an der Vereinigung geht die Gewalt der Zerteilung, der Zersplitterung einher, die die Sehnsucht

nach Aufhebung der Divergenz erst auslöst. So steht dem lebendigen Organismus des Körpers, den Utler auf den Bereich des Vegetativen der Natur überhaupt ausweitet, die tödliche Kraft der Vereinzelung und Starrheit gegenüber, der sowohl das Ich als auch die Sprache unterworfen ist: denn kieseln die: sind ohne rinde wachsen: sie – engen – immer / nach: draußen hin wenn sie stoßen: sich – knapp: erzischt es-licht / ihr versteinen und darin nur: mischen sich. Utlers Sprache kämpft um die Granit gewordenen, zersprengten Wörter, die für sie nur im „auflauten“, in ihrer konkreten Artikulation durch neue Bezüge untereinander revitalisiert werden können.

Dass dies auch trotz der fixierenden Bewegung des Schreibens geleistet werden kann, beweist die typographische Realisierung des Bandes. Durch die auf die gesamte Seite verteilten Verse wird die klare Einteilung in abgeschlossene Strophen oder einzelne Gedichte radikal in Frage gestellt. In manchen Passagen ein wenig an Mallarmés „Un coup de dés jamais n’abolira le hasard“ erinnernd, erzeugen die einzelnen (Vers)Satzstücke erst aus der Spannung zueinander ihre eigentliche Semantik, ohne dabei jedoch eine Leserichtung vorzugeben. Der Leser wird in den Prozess der Sinnerzeugung involviert und damit auch Teil der schrittweisen Verschachtelung von Ich und Sprache im Gedicht, die durch die besondere Interpunktion noch weiter vorangetrieben wird: dran schuppt – zwerch – ein rieb draus / entsich- -zichelt / zigfach! Ins: hoch, licht, dies / zwischen zwein: wirft / die luft auf die: schirmgelt sich auf // sie der: ihre licht:ach:sichelchen-

Entsprechend legt Utler besonderes Gewicht auf die Sichtbarkeit von Sprache – keinem anderen Sinnesreiz wird so viel Aufmerksamkeit geschenkt wie dem Sehen und dessen Beziehung zum Sprechen: alles, den augen ihr nässend ihr: innres der / mund jetzt ent-, aufgedeckt wird er ich / werde: bestürzt von ihr / luft!

Dichtung wird hier zum atmen mit blicken, zum „augenblickshaften“ in die Erscheinung-Treten von Sinn über die Materialisierung der Worte hinaus, in und durch das „brinnen“ der Sprache.

Der abschließende Zyklus des Bandes (marsyas; dem entinnert sein: klagen) bleibt diesem Anspruch treu und stellt eine Wiederaufnahme und Weiterführung des Marsyas-Mythos dar, dem Utler bereits in „münden-entzündeln“ besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Die Verse erscheinen hier wie eine Regeneration des von Appollon bis zum Tode, bis zum endgültigen Verströmen und Ausblutung geschundenen, „entäußerten“ Marsyas: sage, vom hoffen: zurück sage -. Die lyrische Rede zielt hierbei auf das angemessene Verhalten gegenüber Sprache jenseits von Beherrschung und Unterordnung bzw. dem Ausgleich von Ratio und Begierde in der Kunst, den Marsyas in seiner Hybris verkannte und dafür bestraft wurde. Utler findet dieses Gleichgewicht im Vorgang des „Entinnerns“, das sich weder der völligen Preisgabe der Innerlichkeit (an die Sprache) noch einer schweigenden Bewahrung derselben verschuldet: - nein; verlaufe mich nicht in: dich und dich treffe, / fort, und getroffen, das zwischen: singt-. Beide, Sprache und Ich, sind mit dem Gedicht ans: draußerhalb hin- / geschnitten, versammelt auf gleicher Augen-Höhe, im selben Augen-Blick – sie sind gemeinsam: enden in eins.

Die Faszination, die von Utlers Sprache in brinnen ausgeht, wird besonders durch eine CD genährt, die separat noch diesen Herbst bei merz&solitude erscheinen wird und zwei gesprochene Versionen von entsich- - zichelt und sie wüchs-, wünschen sich zu aus dem zweiten Zyklus (bestirmt werden: brinnen / - ein vielfaches -) enthält. Die Aufnahme reagiert in ihrer Dramaturgie auf Utlers Bestreben nach Gleichzeitigkeit und Verschmelzung der Grenzen zwischen Sprecher und Gesprochenem. Doppelungen, Überblendungen und als Echo eingespielte Passagen vermögen die vielfältigen Bezüge des Sprachnetzes, die sich sonst auf der Druckseite vor dem Leser ausbreiten, auch in ihrer Verbalität zu bewahren. Wenn sich Utler mit ihrer Stimme auf diese Weise in der Sprache selbst begegnet, erreicht sie das, was ihre Lyrik zu jedem Zeitpunkt anstrebt: ins helle, sagt / -so womöglich? // zu stutzen nur, kurz, flugs: uns zu heddern uns / hell: zu werden! Jetzt, dem allen entlegen im // lichtend gewirten, wird uns ein / blickdickicht scheints dies so // in einander verschlagen sein -.

Martin Endres, Edit 41, Herbst 2006

